

Kommentare

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **56 (1976-1977)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kommentare

FILME NACH WERKEN VON HEINRICH VON KLEIST

Mitte der dreissiger Jahre schien eine Kleist-Periode im deutschen Film anzubrechen: 1935 bearbeitete Reinhold Schünzel das Lustspiel «Amphitryon», 1937 inszenierte Gustav Ucicky die Komödie «Der zerbrochene Krug» und 1939 bereitete Leni Riefenstahl eine Filmversion der Tragödie «Penthesilea» vor. Frühere Unterfangen, Kleistsche Theaterstücke zu verfilmen, gab es zwar bereits zur Stummfilmzeit. So werden Kinostücke nach den Schauspielen «Die Hermannsschlacht» und «Prinz Friedrich von Homburg» aus dem Beginn der zwanziger Jahre genannt; diese Streifen sind aber unbedeutend geblieben. Auch das «Käthchen von Heilbronn» soll in jenem Zeitraum verfilmt worden sein, Belege sind aber kaum aufzutreiben.

Der «Amphitryon»-Film von Reinhold Schünzel ist so etwas wie ein erster Versuch eines deutschen Musicals. Kleists 1807 im Druck erschienene Theaterumarbeitung von Molières gleichnamiger Komödie präsentiert sich in der Filmfassung als parodistische Operette und Kabarettrevue mit Dialogen, die nicht vom Dichter stammen. Dem Regisseur standen für den Film beträchtliche Mittel zur Verfügung. Er liess aus Gips einen Olymp und das antike Theben errichten, die dem pompösen Nazistil auffallend ähnelten. Filmhistoriker sind sogar der Ansicht, dass der Empfang zu Ehren Amphitryons bei der Heimkehr «wie ein Aufmarsch beim Reichsparteitag» gewirkt

habe. Der Film, dessen zweiter Titel «Aus den Wolken kommt das Glück» lautet, fand beim Publikum Anklang. Dazu trug nicht zuletzt die Besetzung mit Willy Fritsch in der Doppelrolle des Jupiter und des Amphitryon und mit Käthe Gold als Alkmene bei.

Weitaus gewichtiger dagegen ist der Theaterfilm «Der zerbrochene Krug», an dem viele Künstler von Rang mitgewirkt haben. Die künstlerische Oberleitung übernahm Emil Jannings, der zugleich auch die Hauptrolle spielte, dramaturgischer Berater war der bekannte Kritiker Herbert Jhering, die räumliche Ausstattung stammte von dem bahnbrechenden Architekten Robert Herlth, und an der Kamera stand Fritz Arno Wagner; als Regisseur zeichnete Gustav Ucicky.

Die Drehbuchautorin Thea von Harbou verwendete für den Film den Originaltext des Bühnenstücks. Es handelt sich also um die wortgetreue, ungekürzte Übertragung des Lustspiels über den niederländischen Dorfrichter Adam, der während der Gerichtsverhandlung als Verführer entlarvt wird. Die drei klassischen Einheiten des Theaters – der Zeit, des Ortes und der Handlung – sind in dem Film erhalten geblieben.

Kleist liess sich durch ein Bild zu dem Lustspiel anregen: «Ich nahm die Veranlassung dazu aus einem Kupferstich, den ich vor mehreren Jahren in der Schweiz sah.» Er spricht von einem «Richter, der gravitatisch auf dem Rich-

terstuhl sass» – so auch Emil Jannings in der Rolle des Dorfrichters, als er seiner Sache noch sicher war.

Emil Jannings betonte seine führende Rolle bei der Gestaltung des Films: «Ich darf wohl sagen, dass auch die Spielleitung wie bei anderen Filmen ganz in meinen Händen lag, und dass der Film von mir geschaffen worden ist.» Obwohl der «Zerbrochene Krug» die Prädikate «staatspolitisch und künstlerisch wertvoll» und «jugendfrei» erhielt, spielte er seine Herstellungskosten nicht ein. Er wurde kein Welterfolg, wie man wohl gehofft hatte, sondern nur eine «mittlere Pleite». In filmgeschichtlicher Sicht indessen hat dieser Versuch einen bedeutenden Stellenwert als Beispiel einer wörtlichen Umsetzung eines Theaterstückes in Versform in einen Film, wobei die Inszenierung allerdings bewusst das Theaterhafte hervorhob.

Die «Olympia»-Regisseurin Leni Riefenstahl bereitete 1939 eine Verfilmung der 1808 publizierten, in 24 Szenen ohne Akteinteilung gegliederten Tragödie «*Penthesilea*» vor. Sie selbst wollte Regie führen und zugleich die Königin der Amazonen spielen. Das Drehbuch lag bereits vor, Bau- und Einstellungsskizzen wurden erstellt, an die hundert «wirkliche Weiber, denen man den Krieg noch zutraut» waren im Training als Amazonen. Einzelne Schlachten sollten auf der Insel Sylt, in Kampen, die grossen Kampfszenen in Libyen aufgenommen werden. Da brach der Krieg aus; die Arbeiten wurden eingestellt.

«*Penthesilea*» war eine Lieblingsidee von Leni Riefenstahl. «Ich finde, dass dieser Stoff, der den Kampf der Geschlechter in einer dichterischen Form bringt, dass der sich überhaupt nicht als Bühnenstück eignet. Darum wird

sie auch so selten aufgeführt. Sie ist entweder ein wunderbares Hörspiel oder, wenn man's entsprechend machen kann, ein grossartiger Film.» Dieser Film ist nie gedreht worden; das Drehbuch, das die Jamben des Originals beibehielt, ging verloren, es bestehen lediglich noch umfangreiche Notizen zu dem Vorhaben.

Der grosse Sprachkünstler Heinrich von Kleist ist erst von der jungen Generation der Filmemacher richtig erkannt worden. Es war zunächst ein gebürtiger Amerikaner, seit 1964 in Europa, vor allem in München lebend, der sich an eine Erzählung des Dichters heranwagte. George Moore, Chronist der Beatniks genannt, verfilmte 1966 die Novelle «*Der Findling*» und bewies mit dieser Adaptation, dass er in die Schwierigkeiten der Kleistschen Sprache einzudringen vermochte.

Die Handlung der Novelle ist sinnvoll verändert worden. Der Film spielt nicht mehr in Rom, sondern im Berlin der Gegenwart, aus dem Kaufmann wurde ein Industrieller, und an die Stelle der Pestseuche, die den elfjährigen Sohn dahinraffte, trat die Verseuchung durch die Atombombe. Die Kritik bescheinigte der Bearbeitung, dass durch die stilistisch geschlossene Übertragung in die Bildersprache «die Geschichte von der unerhörten Übeltat im Haus des römischen Kaufmanns Piacchi neu erzählt und für die Gegenwart erschlossen» wurde.

Unter dem erweiterten Titel «*Michael Kohlhaas, der Rebell*» kam 1969 die Filmfassung der wohl bekanntesten Novelle Kleists in die Kinos. Ihr Realisator war Volker Schlöndorff, der sich bereits um diese Zeit einen Namen von gutem Klang geschaffen hatte. Er war allerdings nicht der erste, der diese No-

velle, der Kleist den Untertitel «Aus einer alten Chronik» gegeben hat, verfilmte. Bereits für 1922 verzeichnete die Fachpresse eine Bearbeitung, die gemäss Angaben der «Schweizer illustrierten Kino-Woche» auf «ganz neuer, grosszügiger Grundlage hergestellt» sei.

Auch Bertolt Brecht hatte sich mit dem Gedanken getragen, die umfangreiche Kohlhaas-Geschichte zu verfilmen. 1935 entwarf er den Inhalt eines möglichen Films und präziserte die Thematik folgendermassen: «Der Kampf des frühkapitalistischen, noch revolutionären Klassenrechtes (bürgerliches Recht) gegen das feudale Privileg.» Einleitend forderte Brecht, der «von den Faschisten reklamierte Kleist» müsse in seiner historischen Gestalt wiederhergestellt werden.

Volker Schlöndorff erzählt flüssig die Geschichte des unbescholtenen Pferdehändlers Kohlhaas, der geradezu fanatisch auf der Wiedergutmachung des erlittenen Unrechtes beharrt. Im Vordergrund steht das selbstmörderische, gewalttätige Rachebegehren eines der – wie es Kleist selber formuliert hat – «rechtschaffensten und entsetzlichsten Männer seiner Zeit». Schlöndorff zeigt das Phänomen der selbstzerstörerischen Gewalt, die, entstanden aus der Missachtung des Rechts, eine Steigerung des Unrechts hervorruft, wobei der Regisseur auch vor krassen Grausamkeiten in der Darstellung der Ereignisse nicht zurückschreckt.

Die seltsame Geschichte von der «Verlobung in St. Domingo», die Kleist mit anderen Erzählungen 1811 publizierte, hat in Hans Jürgen Syberberg 1970 einen Kinobearbeiter gefunden. Der Regisseur verkürzte den Titel auf «*San Domingo*» und entnahm der lite-

rarischen Vorlage lediglich das Grundmuster. Die Vorfälle ereignen sich auch nicht mehr auf der mittelamerikanischen Insel Haiti zur Zeit des Negeraufstandes, sondern in und um München vor dem Hintergrund der modernen Zeit.

Der Gammler Michael aus reicher Familie begegnet einer Rockerkommune. Die Mulattin Alice soll ihn solange bei der Bande aufhalten, bis dessen Eltern erfolgreich erpresst sind. Als er jedoch wieder abgeschoben werden soll, hat er sich in Alice verliebt. Die beiden sterben als Opfer eines lächerlichen Missverständnisses.

«Alle Szenen zwischen Michael und Alice», sagte Hans Jürgen Syberberg, «wurden vor den Aufnahmen und während der Aufnahmen gemeinsam im Text entwickelt und der Dialog genau in der Reihenfolge festgelegt.» Die Monologe von Alice über ihr Leben bestünden ausschliesslich aus ihren eigenen Worten, nur Stimmung und Aufnahme habe er selbst bestimmt. Die meisten der an dem Film Beteiligten waren Laien, die sich selbst spielten: eine Rockergruppe aus dem Münchner Stadtteil am Harras, Haschfreunde aus Schwabing und Studenten einer Roten Zelle der Münchner Universität. Syberberg hält diesen Film «unabhängig von allen qualitativen Erwägungen» für ein «authentisches Dokument gewisser nicht unwichtiger Gruppen dieser Zeit in Deutschland».

Das tragische Geschick zweier junger Menschen, die von der fanatisierten Menge umgebracht werden, weil sie sich in sündiger Liebe vergangen haben, schildert Kleist in der Erzählung «Jerónimo und Josephe», die später unter dem Titel «*Das Erdbeben in Chili*» bekannt wurde. Die Katastrophe ist nach

Ansicht des eifernden Predigers als Strafe Gottes für den unehrenhaften Lebenswandel des Paares anzusehen. Eine Kinoversion dieser Begebenheit, die im Jahr 1647 in Santiago spielt, stellte 1918 Reinhard Bruck in Deutschland her. Helma Sanders fasste 1974 den Stoff in einen Fernsehfilm und behandelte vordringlich soziale Spannungen sowie Macht und Einfluss der Kirche auf die Gesellschaft und das Individuum.

Ein echt Kleistsches Motiv bringt auch die sonderbare Geschichte der Marquise von O., die im Zustand der Ohnmacht geschwängert wird und nun auf der Anerkennung ihrer Unschuld beharrt. Das Interesse für die «*Marquise von O.*» ist immer gross gewesen. Neben Dramatisierungen gab es schon 1920 einen Film, der «unter freier Benutzung Kleistscher Motive» als «Roman einer menschlichen Verirrung und Leidenschaft» angekündigt wurde. Die zeitgenössische Kritik rügte, dass eine Liebesgeschichte «mit dem üblichen trivialen, glücklichen Ausgang» daraus gemacht worden sei.

Bertolt Brecht hat die Erzählung in seine Liste «Pläne für Filme» aufgenommen, ohne indessen nähere Angaben für eine mögliche Bearbeitung mitzuteilen. Im Zuge der Kleist-Renaissance der siebziger Jahre hat der Franzose Eric Rohmer den Stoff 1975 für seine Adaptation aufgegriffen, die am 29. Internationalen Filmfestival von Cannes 1976 von der Kritik einhellig gerühmt und ausserdem mit einem Preis bedacht wurde. Man lobte die kongeniale, fast wörtliche Übertragung der Vorlage. Rohmer drehte den Film mit deutschen Theaterschauspielern in der barocken Umgebung der mittelfränkischen Stadt Ansbach. «Kleist war seiner Zeit weit voraus», sagte der Regisseur während der Dreharbeiten. «Der Film, den ich mache, sollte auf das Publikum die gleiche Wirkung haben wie die Novelle auf die Leser des 19. Jahrhunderts.» In dieser Verfilmung der an die Grenzen des Unwahrscheinlichen stossenden Novelle erstet die ganze Gedankenwelt des Dichters zwischen Klassik und Romantik.

Ernest Prodolliet

LATEINAMERIKA: GRENZEN DER WACHSTUMSIDEOLOGIE

In den Beziehungen zwischen den metropolitanischen Zentren und den Ländern der Dritten Welt zeichnen sich seit 1970 zwei Momente ab, die wahrscheinlich bei der künftigen Gestaltung des Verhältnisses zwischen den industrialisierten Gesellschaften des Nordens und den unterentwickelten Ländern des Südens eine bedeutende Rolle spielen und deshalb für die Bestimmung der Konfliktpotentiale auf Weltebene in einer

nicht mehr fernen Zukunft wesentlich sein werden:

1. Die fortschreitende Aufweichung der seit dem Zweiten Weltkrieg bestehenden ideologischen Machtblöcke und ein wenn auch noch sehr rudimentärer Konsensus unter den Ländern der Dritten Welt, der der allgemeinen Politik der metropolitanischen Zentren *entgegengesetzt* ist und der *trotz* der grossen ideologischen, gesellschaft-

lichen und kulturellen Differenzen dieser Länder sich herausgebildet hat;

2. die generalisierende Tendenz in der Dritten Welt, eine forcierte Wirtschaftsentwicklung zu betreiben, wodurch die Problematik der ökologischen Ungleichgewichte und der Bevölkerungsexplosion zugleich und absichtlich in den Hintergrund gedrängt wird.

Beispielhaft für diese Tendenzen ist, dass zahlreiche Länder der Dritten Welt, die sehr unterschiedliche sozio-ökonomische Verfassungen, unvereinbare politisch-ideologische Orientierungen und keine ausgesprochen freundlichen Beziehungen untereinander aufweisen, allmählich dazu übergehen, Wirtschafts- und Handelsblöcke aufzubauen, um ihre gemeinsamen Interessen auf dem von den nördlichen Mächten noch stark beeinflussten Weltmarkt zu verteidigen. Zugleich lässt sich feststellen, dass auf internationalen Tagungen und bei den verschiedensten Willenserklärungen amtlicher und privater Natur die vorherrschende Tendenz in der Dritten Welt – von einigen wichtigen Ausnahmen abgesehen – darin besteht, die Bedeutsamkeit der ökologischen Störungen zu bagatellisieren und jede Begrenzung des Bevölkerungswachstums für eine perverse Empfehlung des metropolitanen Imperialismus zu halten.

Beide angesprochenen Momente sind, vor allem im lateinamerikanischen Raum, eng mit den allgemeinen Entwicklungszielen verklammert, welche das kollektive Bewusstsein der betreffenden Gesellschaften anstrebt. Obwohl heutzutage auf diesem Gebiet wegen des Mangels an zuverlässigen und vollständigen Studien nur revidierbare Hypothesen möglich sind, lässt

sich dafür eine Erklärung geben, die sowohl Herkunft und Inhalt der normativen Entwicklungsziele als auch die Verschränkungen mit einer ökologischen bzw. demographischen Politik analysiert, welche jenen Zielen zu entsprechen sucht.

Eine erste Annäherung an die Problematik stößt auf die symptomatische Tatsache, dass die verschiedenen politisch-ideologischen Tendenzen im lateinamerikanischen Raum an einer ebenso naturgesetzlichen wie selbstverständlichen und anscheinend unvermeidlichen Koppelung zwischen technologisch-ökonomischem Fortschritt einerseits und sozialer, politischer und kultureller Entfaltung andererseits festhalten. Der historisch-philosophische Optimismus von Liberalismus und Marxismus – ein Produkt des 19. Jahrhunderts – ist dem lateinamerikanischen Bewusstsein noch nicht zum Problem geworden. Dieses Bewusstsein zeugt ausserdem deutlich davon, dass es von den Demonstrationseffekten der metropolitanen Zentren, besonders auf technologisch-ökonomischem Gebiet, entscheidend beeinflusst wird, trotz der ununterbrochenen und oft zornigen Kritik, die gegen alle kulturellen Äusserungen nördlicher Herkunft geübt wird.

Um dieses zwiespältige Verhältnis zwischen Entwicklungsvorbildern (die in den metropolitanen Zentren entstanden sind) und den Entwicklungszielen (die vom lateinamerikanischen kollektiven Bewusstsein angestrebt werden) angemessen zu durchleuchten, scheint es unerlässlich, das Über-Ich dieses Bewusstseins, das heisst die *Instanz des Vorbewussten*, zu analysieren, die, der individuellen Psyche ähnlich, zwischen der Ebene des Unbewussten

und dem Bereich des vollen Bewusstseins liegt und von Verhaltensmustern, Orientierungswerten und normativen Vorstellungen gebildet wird. Diese Elemente werden einer fremden Kulturtradition entnommen und sind nicht das Ergebnis eines autonomen Prozesses. Infolge des vor-logischen Charakters jener Elemente des kollektiven Über-Ichs kann man zudem davon ausgehen, dass sie ohne jegliche rationale Überprüfung ihrer Wünschbarkeit, Intensität und Breite verinnerlicht werden und als Naturgesetz gelten.

Es lassen sich zwei normative Hauptvorstellungen des lateinamerikanischen kollektiven Vor-Bewussten feststellen, welche in einer entscheidenden und über den geläufigen Ideologien stehenden Weise die Entwicklungsziele prägen, die ihrerseits höchstwahrscheinlich dem Entfaltungsprozess der westlichen Welt verhaftet sind:

1. Die Erreichung des technologisch-ökonomischen Niveaus der metropolitischen Zentren mittels einer massiven und forcierten Industrialisierung;

2. die Ausweitung und Konsolidierung des nationalen Machtstaates.

Die Übernahme normativer Werte aus einer äusseren Umwelt bedarf einer Rechtfertigungsideologie, die jene Übernahme annehmbar und legitim erscheinen lässt. Erst dann lässt die Verschiedenheit der ideologisch-politischen Standpunkte auch unterschiedliche Formen der Rechtfertigungsideologie entstehen. Das lateinamerikanische kollektive Bewusstsein hat zwei Rechtfertigungslehren allgemeiner Natur konzipiert, denen eine hohe politisch-instrumentelle Wirkung eigen ist:

1. Die Vorstellung, dass der technologisch-industrielle Fortschritt ein universeller Vorgang sei, allen Kulturen

gemeinsam und somit ein Naturgesetz, wobei die Abhängigkeit von westlichen Traditionen ausserhalb der Analyse bleibt; und

2. die Tendenz zur Wiederbelebung der politischen und kulturellen Momente der eigenständigen lateinamerikanischen Traditionen, insbesondere die Affinität zu überlieferten Haltungen und Verhaltensweisen und zu den autoritären Elementen der iberisch-katholischen Tradition. In dieser Hinsicht lässt sich behaupten, dass heutzutage eine einzigartige historische Konstellation gegeben ist, bei der traditionsgebundene Werte und Muster kurzfristig einen ausgezeichneten Beitrag zur Durchführung der Entwicklungsziele des kollektiven Vorbewussten leisten, und zwar durch die Förderung eines beschleunigten Bevölkerungswachstums und die Bagatellisierung der ökologischen Problematik. Die Beibehaltung traditioneller Werte auf politisch-kulturellem Gebiet suggeriert gleichzeitig die Schöpfung eines autochthonen Entwicklungsmodells und erleichtert in anderen Bereichen die Übernahme normativer Vorbilder fremder Herkunft.

Die normativen Entwicklungsziele im lateinamerikanischen kollektiven Bewusstsein sind andererseits durch eine bloss instrumentelle Rationalität und eine eindeutig pragmatisch-utilitaristische Tendenz gekennzeichnet, und zwar gerade wegen ihres vor-logischen Charakters und ihrer heteronomen Herkunft; die Zielvorstellungen selbst, die man durch beschleunigtes Wachstum zu realisieren sucht, und die weitergehenden Zwecke, die sich die lateinamerikanische Gesellschaft setzt, stellen im allgemeinen kein Ergebnis autonomer rationaler Anstrengungen dar. Die intellektuelle und wissenschaftliche Tä-

tigkeit zeigt dann – wie in der metropolitanischen Gesellschaft – eine bemerkenswerte Neigung zur Ausarbeitung rentabler und wirksamer Mittel, Instrumente und Prozesse, wobei die Zielsetzung selbst der jeweils herrschenden politischen Willkür überlassen bleibt. Die Aufgabe der Sozialwissenschaftler zum Beispiel bleibt in diesem Bereich darauf beschränkt, den Wünschen und Vorurteilen des kollektiven Vorbewussten den Anstrich wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit und die modische ideologische Verpackung zu geben.

Wenn man die normative Kraft der Entwicklungsziele gebührend berücksichtigt, lässt sich konstatieren, dass der gesamte Komplex der demographischen und ökologischen Frage, einschliesslich möglicher entwicklungspolitischer Alternativen, jenen Zielen untergeordnet wird – ihm kommt nur ein instrumenteller Wert zu, indem dieser Komplex bloss als Mittel gilt, um jene Ziele in kürzester Frist und zum niedrigsten Preis zu erreichen.

Bei diesem Verhältnis zwischen Entwicklungszielen und ökologisch-demographischen Problemen wird die Problematik langfristiger ökonomischer Entfaltung vernachlässigt; die ökologischen Ungleichgewichte und die sozialpsychologischen Störungen, die sich aus der Zerstörung der Umwelt und aus der demographischen Explosion ergeben können, werden in ihrer Tragweite nicht gesehen.

Was die wirtschaftlichen und politischen Probleme betrifft, so hat die Beschränkung des Denkens auf die Rationalität der Mittel und auf kurzfristige Überlegungen ernsthafte Folgen: a) Bei der Ausarbeitung einer selbständigen lateinamerikanischen Sozialwissenschaft; b) bei der Ausarbeitung von

Parteiprogrammen, Regierungsrichtlinien und Modellen für die internationale Zusammenarbeit; und c) in der Bildung der massgebenden Vorstellungen innerhalb der lateinamerikanischen führenden Kräfte – Unternehmer, Militärs, Gewerkschaftsführer, Studenten, Journalisten usw. –, bei denen die Entscheidung über ein lateinamerikanisches Entwicklungsmodell letztlich liegt.

Was die lateinamerikanische Sozialwissenschaft betrifft, so weist deren wichtigster heutiger Beitrag, die *Dependenztheorie*, eine ideologische Tendenz zur Rechtfertigung der beschleunigten ökonomisch-technologischen Entwicklung mittels einer gewaltsamen Industrialisierung auf. Diese Theorie hat gewiss einige Aspekte in den Dominanz/Dependenz-Verhältnissen zwischen Weltzentren und -peripherien erhellt, aber sie neigt zugleich dazu, Abhängigkeitssituationen ausschliesslich mit Begrenzungen der erweiterten Reproduktion, der Industrialisierung und der autarkischen Entfaltung zu identifizieren. Es wird angenommen, dass die Grenzen nun von den metropolitanischen Zentren aufgezwungen werden. In gewisser Hinsicht bleibt der Bezugsrahmen dieser Theorie doch auf die Kultur der dominierenden Zentren fixiert: Kapitalakkumulation und Industrialisierung (bis zum Erreichen einer Produktionsmittelindustrie innerhalb eines relativ autarkischen Modells) bilden *das* Kriterium, nach welchem Erfolg oder Scheitern aller historischer Prozesse in den Weltperipherien beurteilt wird. «Unterentwicklung» gilt da als identisch mit der Entfernung, die die lateinamerikanischen Gegebenheiten von den metropolitanischen Standards trennen, welche damit implizit zur Norm erhoben werden. (Zu den wich-

tigsten Merkmalen der Unterentwicklung gehören zum Beispiel ein niedriger Index des jährlichen Wachstums des Bruttosozialprodukts und des Pro-Kopf-Einkommens, niedriges Niveau der industriellen Entwicklung, Schwäche des jeweiligen Nationalstaates, Fehlen technologischer und wissenschaftlicher Forschung usw.)

Die Massnahmen, die die Dependenztheoretiker zur Überwindung der Unterentwicklung vorschlagen, sind auf die erwähnten normativen Zielsetzungen bezogen: Industrialisierung und Ausweitung des nationalen Machtstaates. Deswegen wird ein grosser Teil der theoretisch-analytischen Tätigkeit der Rechtfertigung von Modellen einer beschleunigten Entwicklung gewidmet. Das schliesst gleichzeitig eine Vernachlässigung der Frage nach den menschlichen und sozialen Kosten eines solchen Fortschritts ein, während andererseits eine beschleunigte Zunahme demographischer Wachstumsraten gutgeheissen wird, denn eine hohe Bevölkerungszahl gilt als Grundlage jeglichen dauernden Fortschritts. Zum selben Komplex gehört die Bagatellisierung der ökologischen Ungleichgewichte, indem man die Sorge um Umweltverschmutzung, um Zerstörung der Natur und Erschöpfung der natürlichen Ressourcen für einen den Interessen der Dritten Welt unnötigen Luxus hält. Die Bevölkerungsexplosion wird eigentlich positiv bewertet, und zwar als «Ausdruck der Reife der Dritten Welt und der Notwendigkeit ihrer Entfaltung» (*Samir Amin*); die Zerstörung der Natur verliert jegliche technologische Bedeutung im engeren Sinne, wenn sie als reines politisch-ideologisches Geschäft betrachtet wird, und wenn jedes negative Phänomen in der Dritten Welt aus-

schliesslich für eine Folge kapitalistischer Aggressionen gehalten wird (*Josué de Castro*).

Eine Parallele dazu lässt sich im Bereich der politischen Parteien, der Kirche und des Staates feststellen. In den traditionellen Parteiprogrammen lag bis ungefähr 1950 das Hauptgewicht bei politisch-ideologischen, erzieherischen und organisatorischen Aspekten; selbstverständlich war die Erreichung materiellen Fortschritts wesentlicher Bestandteil dieser Programme, aber sie war eher allgemein und verschwommen formuliert. Sobald die Industrialisierung ausdrücklich gefordert wurde, blieb sie auf die Verarbeitung von Rohstoffen beschränkt. Die Förderung der Produktion und Kommerzialisierung von Rohstoffen war das zentrale Anliegen der wirtschaftlich-industriellen Programmatik. In jenen Parteiprogrammen würde man vergeblich nach irgendeiner Erwähnung der ökologischen Problematik suchen, und sehr selten findet sich eine Apologie der Bevölkerungsexplosion als Voraussetzung von Entwicklung.

In den jetzigen Parteiprogrammen, in den programmatischen Äusserungen der Regierungen und der katholischen Kirche nehmen jedoch die spezifischen Losungen zur Förderung der Industrie eine dominierende Stellung ein; die «volle und authentische Industrialisierung», eine Produktionsgüterindustrie und ein damit zu vereinbarenden Aussenhandel sind zu Gemeinplätzen jeder politischen Ideologie geworden, wobei Unterschiede nur in bezug auf die Eigentumsfrage und die Gestaltung des politischen Bereichs im engeren Sinne auftreten. Alle diese Programme schliessen in ihren Zielsetzungen die Verstärkung des Nationalstaates (die Erlangung ei-

ner angemessenen Würde auf Weltenebene zum Beispiel) sowie alle notwendigen Massnahmen ein, die jenen grossen Zielen dienlich wären, insbesondere die Förderung eines raschen Bevölkerungswachstums.

Wegen der Aktualität dieser Thematik kann man in den amtlichen Regierungserklärungen, in den Empfehlungen der katholischen Kirche und in den vorherrschenden Meinungen der Eliten klar erkennen, dass der ökologisch-demographische Komplex allmählich eine eindeutig untergeordnete und instrumentelle Funktion in bezug auf die Entwicklungsziele des kollektiven Vorbewussten übernommen hat. Gerade in diesen Kreisen wird am eindringlichsten behauptet, dass es keine Überbevölkerung in Lateinamerika gebe, dass erst eine Bevölkerung von bemerkenswerterer Grösse die Probleme der Unterentwicklung gut lösen und führen könne; dass die ökologischen Sorgen lediglich irrelevante Vorstellungen pessimistischer Intellektueller seien, dass «die natürlichen Ressourcen keineswegs ihrer Erschöpfung entgegengehen» (*Miguel A. Ozorio de Almeida*), dass die lateinamerikanischen Länder «sehr leicht» eine viel grössere Bevölkerung als die jetzige ernähren könnten (*Juan D. Perón*), dass der wissenschaftliche und technologische Fortschritt ohnehin alle möglichen Probleme lösen werde (*R. Losada Aldana*) und dass eine zahlreiche Bevölkerung die «nationale Sou-

veränität» gewährleiste (*Bewegung «Christliche Familie» in Bolivien*).

Die Erhebung von Mitteln und Instrumenten der Entwicklung zum höchsten Ziel, die Übernahme des utilitaristischen und pragmatisierten Denkens unter Beibehaltung tradierter, autoritärer und illiberaler Momente der iberisch-katholischen Tradition als Aspekte einer selbständigen politischen Kultur haben im lateinamerikanischen Raum jene hybride Verbindung erzeugt, die zusammen mit der Vernachlässigung der ökologisch-demographischen Problematik langfristig die materielle Grundlage dieser Zivilisation selbst gefährdet. Die Faszination gegenüber materiellem Fortschritt und die Verwechslung von Mitteln und Zwecken im historischen Prozess bilden die Grundlagen sozialistischen Denkens in den meisten Gesellschaften der Dritten Welt. In einer programmatischen Rede (12. Mai 1969) lobte *Armando Hart*, Organisationssekretär der Kommunistischen Partei Kubas, das sowjetische Akkumulationsmodell Stalins als ein nachahmungswürdiges Vorbild, wobei er mit besonderem Nachdruck die materiellen Erfolge jenes Modells unterstrich. Dabei blieben die Frage nach den menschlichen Kosten des «Experimentes» und das Problem der eigentlich erstrebten Ziele unter einer Lawine von Zahlen begraben.

H. C. F. Mansilla

IM VORZIMMER DER MACHT

Gestern ein Land des Wunders, heute ein Land der Wunden – Italien ist in seiner vielfältigen Krise nunmehr ausgiebig diagnostiziert worden, zum Beispiel in Daedalus «Der Fall Italien» – englisch, italienisch, französisch zu lesen, aber nicht deutsch – und früher in Robert Dvorak «Der schiefe Turm» (Stuttgart 1974). Jeder Beobachter wird seine bevorzugten Sündenböcke nennen. Da steht wohl an erster Stelle die Vernachlässigung aller Reformen der Verwaltung, der Justiz; der Übergang vom totalen Staat zur «Staatlosigkeit». Das betrifft die Ordnungsstrukturen wie die öffentlichen Dienste, Justiz und Polizei wie den Sozialstaat. Tolerierung von Maffias, von rechten und ultralinken gewalttätigen Gruppen – Tolerierung aus Ohnmacht und Verschrecktheit, die sich auch auf die Richter auswirkt – verbindet sich mit Sektoren der Repression, der Zensur, mit nicht abgeschafften faschistischen Gesetzen. Doch wird die Schwäche des Staates durch diese grotesken Relikte nur unterstrichen. Nichts ist heute in Italien so pluralistisch wie jene Mächte, die dem Bürger Schrecken einjagen.

In den Jahren des Wirtschaftsaufschwungs hat der neue Wohlstand die Probleme des Staates ganz in Vergessenheit gebracht, und diese Prosperität hat sich in weitestem Mass kulturzerstörend, barbarisierend ausgewirkt. Zum «Aufstieg» dieser Jahre, der eine so grosse Zahl von Italienern aus dem eigentlichen Elend befreit hat, gehört auch der «Aufstieg» südlicher Massen in den Norden und seine Fabriken; das hat den Zusammenhalt, den Bürgersinn von Städten wie Mailand und Tu-

rin zerstört. Es war Abbau von Traditionen, die nicht durch neue Werte und Lebensformen ersetzt wurden. Die Korruption, der Zerfall in Strömungen, Cliques, Interessengruppen erfasste die Staatspartei der Democrazia Cristiana, die den Staat mehr als Pfründe denn als Verpflichtung verstanden hat. Noch Alcide De Gasperi holte aus den kleineren Parteien Minister weit über das Gewicht dieser Parteien hinaus, weil er bei ihnen mehr Sinn für die öffentlichen Aufgaben fand als in den eigenen Reihen. Es kam nach ihm zur «Meridionalisierung», zur Eroberung Italiens durch jenen «Mezzogiorno», der durch den grossen Treck nordwärts der Tüchtigsten verkam, aber zugleich die Verwaltung durchdrang. Viel mehr Posten wurden geschaffen als notwendig, mit einem Heer von Beamten, die durch Schikanen ihre Existenz rechtfertigen, aber zugleich, da sie so vielen Nebenbeschäftigungen nachgehen, alle Prozeduren verlangsamen.

Zu dieser Aufblähung einer nicht reformierten Verwaltung kamen die grossen Profiteure der verstaatlichten oder halbstaatlichen Unternehmungen; ein undurchdringlicher Dschungel von Subventionswirtschaft, in welchem die Unterstützten mit staatlichem Geld den Staat selber korrumpieren konnten, sich kleine Imperien schufen und die vielen Generaldirektoren sich Saläre und Entschädigungen festsetzten, von denen andere europäische und amerikanische Manager nicht einmal träumen. Auch ausserhalb der «enti parastali» hat sich die Subvention eingebürgert, von der ein Grossverleger und einflussreicher Zeitungsbesitzer wie Rizzoli Nutzen

zieht, um ein Beispiel zu nennen. Neben zehntausenden Grossprivilegierter – Millionen kleiner Privilegierter, die auf Protektion, Gefälligkeit rechnen, auch ganze Massen junger «Sozialrentner», denen gefällige oder bestochene Ärzte die schlimmsten Gebrechen attestieren und die dann in anderen Beschäftigungen reichlich dazuverdienen. Dazu der traditionelle, noch wachsende «Absentismus» in den Fabriken, den sogar die Kommunistische Partei tadelt.

Die Scheidung zwischen «fessi» und «furbi», den Dummen und den Schlaunen geht durch das Volk, und die Verquickung der grossen mit den kleinen Privilegien macht den Wunschtraum – etwa in Elio Petris Film «Todo Modo» – absurd, wonach es genügen würde, eine kleine Spitze von korrupten Machthabern abzuservieren, um dann ein «gesundes», moralisch intaktes «Volk» vorzufinden. Ein besonderes Übel war der Ruin, teilweise die Vernichtung einer leistungsfähigen Landwirtschaft, weil die Bauern schnell in die Fabriken gezogen wurden. Das hat nicht nur wirtschaftlichen, sondern auch ökologischen Schaden gebracht, Raubbau an den Wäldern, und trug indirekt zu grossen Flutkatastrophen wie jener von Florenz bei.

Die Kommunisten haben stetigen Auftrieb gehabt, erst als Stalinisten – mit einigen besonderen Zügen –, dann als «Eurokommunisten», die sich demokratisch profilieren. Das lag nicht nur an ihrer Leistung, am Ruf persönlicher Sauberkeit ihrer Bürgermeister und Funktionäre, sondern am Zerfall und Verfall der Democristiani. Schon vor fünf Jahren konnte ein Regierungschef sich nur durch kommunistischen Sukkurs retten, während siebzig Abgeord-

nete seiner eigenen Partei geheim gegen ihn stimmten. Man übersehe nicht, dass viele «verzweifelte Demokraten» zu den Kommunisten gestossen sind, weil sie bei den «democristiani» keine Integrität, bei den kleineren Parteien keine Kraft sahen, und bei der K. P. weniger Korruption, mehr Einsatz für das Gemeinwohl spürten oder vermuteten. Sie achten vor allem einen Giorgio Amendola, der am konsequentesten mit dem Stalinismus gebrochen hat.

Doch weit grösser ist die Zahl der «neuen Konformisten», die sich den mutmasslichen Machthabern von morgen anbiedern. Gerade unter Intellektuellen und Trägern der «Kulturindustrie» kommt es da zu eigentlichen Fleissaufgaben, etwa zur Zensur und Veränderung eines Geschichtsbuchs für die Schulen ohne Verständigung des Autors, der, als er protestierte, sogleich als Faschist beschimpft wurde. In diesem einen Fall hat das Gericht den Verleger verurteilt, der den im liberalen Antifaschismus angesehenen Namen Codignola trägt.

Da sind Redaktionskomitees, auch im «Corriere della Sera», die in der Setzerei noch Titel tendenziös verändern. Die Parteizeitung «Unità» war gegenüber Cunhals Versuch einer kommunistisch militärischen Diktatur in Portugal kritischer als manche von solchen Komitees beherrschte bürgerliche Zeitungen.

Da ist die rastlose Kampagne gegen ausländische Fernseh- und Radiosender, seitens einer Linken, die vor kurzem noch gegen jeden Versuch dieser Art, der damals von der Regierung kam, im Namen der Meinungsfreiheit opponiert hatte. Das zielt vor allem auf Tele Montecarlo, wo neben andern Gruppen auch die Redaktoren des

«Giornale Nuovo» Nachrichten und Interviewsendungen durchführen, die viel gehört werden. Woher die Popularität dieser «ausländischen Sender»? Die RAI – italienische Radio- und Fernsehorganisation – hat ihre Posten nach Parteiprinzip verteilt und ist, nicht im optischen Sinn, denn in diesen Tagen wird das Farbfernsehen eingeführt, sondern im Sinn des Meinungsspektrums farblos oder einfarbig, was der nicht gefragten Mehrzahl der Zuschauer und Hörer keineswegs passt. Nur die Gegenwart der privaten Sender schafft einen Konkurrenzdruck, der diese gezähmten staatlichen Media zu mehr Offenheit zwingt. Doch dringen die Kommunisten nun darauf, den Hörern solche Alternativen zu nehmen unter dem Vorwand, dass zuviel Werbungsgelder den einheimischen Medien verloren gingen. Mit diesem Drang zu Zensur und zu Abkapselung von unerwünschten Meinungen, die allerdings zunächst noch weit vom Ziel bleibt, besteht eine Neigung zur geistigen Autarkie, die dem weltverbundenen Italien nur schaden kann. Die «neuen Konformisten» unter den Mitläufern sind oft rigoroser als die Partei selber, der sie gefällig sein wollen; sie tun dem Bild von geistiger Liberalisierung Eintrag, das der Partei bei einem Teil ihrer Kader und Mitglieder unbequem ist, aber ihren Einflussbereich stark ausgeweitet hat. Die Eroberung des Kultursektors und der Gesellschaft vor jener des Staates – das gilt heute als die Lehre Antonio Gramscis, als der «italokommunistische» Weg zur Macht. An die Grenzen der Liberalität der Partei stiess schon 1947 Elio Vittorini, dessen Zeitschrift «Politecnico» Palmiro Togliatti eingehen liess. Es geht heute subtiler vor sich, aber

die Unfähigkeit zur Einsicht, dass Leute, die sich nicht zum Marxismus bekennen, auch einmal recht haben könnten, ist weitverbreitet. Fast alle zahlreichen Zeitschriften, die in italienischen Buchhandlungen aufliegen, sind in diesem Sinn streng dogmatisch.

Wie kam es zur kommunistischen Durchdringung und Eroberung der «Kulturindustrie»? Das hat nicht nur mit der Tätigkeit der Kommunisten zu tun, sondern mit der Gleichgültigkeit der Democrazia Cristiana in allen Fragen der modernen Kultur, denn dem italienischen Katholizismus mangelte ein modernes Verständnis fast gänzlich. Erst in den letzten Jahren beginnt auch die D. C. sich an Intellektuelle zu wenden. Nicht, dass es an unabhängigen Geistern fehlte – die Historiker Romero und Garosci gehören dazu –, aber die «Intelligentsia» im soziologischen Sinn als Massenphänomen sucht nicht kritische Differenzierung, sondern einfache Losungen und Lösungen.

Die Vorstellung, dass es ein Lager der Reichen und der «democristiani» als Machthaber gebe und ihnen gegenüber ein vor allem von den Kommunisten verkörpertes «Volk», ist eine Schablone, ein «image d'Epinal». Nicht nur Feltrinelli, auch etliche andere Millionärs-, in italienischer Währung Milliardenfamilien bauen auf die «Macht von morgen». Für die Industriellen kommt dazu, dass nicht der Staat, nur die K. P. die Arbeiter zu mehr Disziplin und Verzicht auf wilde Streiks bewegen könnte. Sie gilt damit als ein unentbehrlicher, nutzbar zu machender Ordnungsfaktor – und nicht zu Unrecht.

Eher ist zu fragen, warum die Kommunisten sich dazu hergeben, einer Re-

gierung von «democristiani» so weit entgegenzukommen und ohne Teilnahme an der Macht unpopuläre «austerity»-Massnahmen mitzuverantworten. Die Gefahr besteht, dass «massimalisti» bei den Sozialisten wie bei der äussersten Linken ihnen die Massen abspenstig machen, dass ihre Basis geschwächt wird, bevor sie durch Beherrschung des Staates auf diese Basis verzichten könnten. Für Berlinguers Partei ist daher die Strategie des Mittragens – durch Stimmenthaltung – einer D.-C.-Regierung nicht nur ein Vorzimmer zur Macht, sondern auch ein Risiko.

Die Macht wird von der K. P. auf einem Wege erstrebt, der bei allen historischen Unterschieden an Russland 1917 erinnert, nämlich durch Ausbau einer «zweiten Macht»: das sollen die Parlamentsausschüsse werden; manche der wichtigsten sind von Kommunisten präsiert. Unablässig wird eine Ausweitung der Befugnisse dieser Ausschüsse gefordert, die in den Kompetenzbereich der Minister eingreifen, zu «Nebenministerien» oder Überministerien werden. Das Parlament selber soll offenbar die Rolle spielen, die in Petrograd den «Räten» zufiel. Erlangte allerdings die K. P. die Regierungsgewalt, würde diese extreme Ausweitung des Parlamentarismus schnell zurückgestutzt werden.

Es ist ernstzunehmen, wenn Berlinguer vor einer «chilenischen Entwicklung» warnt und erklärt, 51% – also die Mehrheit einer vereinten Linken – seien nicht genug, um Italien zu regieren, nur, um es ins Chaos zu stürzen. Dazu kommt aber noch ein weiteres Motiv, das nicht offen genannt wird. Eine «unterstützende» K. P. kann fast alle Aspekte der sowjetischen Weltpolitik und Rüstungspolitik gut-

heissen wie jetzt, ohne den von ihr gefürchteten Bruch mit den USA herbeizuführen. Eine regierende Kommunistische Partei hätte mit den Sowjets wie mit den Amerikanern sehr schnell Schwierigkeiten; sie würde zu einer Eindeutigkeit von Optionen gedrängt, die sie bisher durch ein Doppelspiel vermeiden konnte, das nicht nur machiavellisch ist, sondern unerlässlich.

«Trasformismo», das allmähliche Aufnehmen von extremen Parteien in den Kreis des Kompromisses und Mitregierens ist eine alte Tradition des geeinten Italiens und galt als Giolittis Meisterstrategie. Macht heisst auch, einer grossen «Klientel» zu Stellungen im Staat zu verhelfen; das gehört zu den Attraktionen einer Massenpartei, und bewegt sie, mit dem Staat ein gutes Verhältnis zu haben, selbst wenn sie offiziell opponiert. Auch hier ist das «Vorzimmer der Macht» für die Kommunisten von Vorteil.

Durch die Massnahmen zur Sanierung der Wirtschaft, zum Abbau parasitärer, milliardenverschlingender Staatsunternehmen werden die hohen Kosten und die Ineffizienz der Verwaltung und ihrer Pfründen, die selber ein starker Inflationsantrieb sind, bisher am wenigsten berührt. Die Democrazia Cristiana taktiert und müht sich, ihre Einheit zu bewahren; sie hat nicht die Kraft und Vision, um zur reformierenden Staatspartei zu werden, die sie schon, als sie Ellbogenfreiheit hatte, nicht sein wollte oder konnte. Auf einschneidende Massnahmen, deren Notwendigkeit jeder Verantwortliche privat zugibt, wird meist verzichtet. Beide Grossparteien stehen unter einer Art «Nichtzugzwang»; sie haben Angst allzuviel zu bewegen, obgleich «quieta non movere» nicht die Regel sein kann, wo

doch gerade «quietudo», die Ruhe fehlt.

Mit allen diesen Bleigewichten hat die Regierung Andreotti bisher dennoch beinahe den Charakter eines neuen italienischen «Wunders», weil sie im ganzen besser funktioniert und sogar mehr geleistet hat als erwartet wurde. Das Ausmass der Krise hat die Vernunft gefördert. Keine Partei kann wünschen, dass Italien in Ruin und Anarchie versinke; eine Mehrheit der Italiener, die in irgendeiner Weise am neuen Wohlstand teilhaben, will diesen Absturz vermeiden. Mehr Produktivität und mehr persönlicher Schutz vor gewöhnlichem und politisch drapiertem Verbrechen – daran ist nicht nur

das kapitalistische Italien, sondern Italien im ganzen interessiert. Allmählich tritt das lange ignorierte Problem eines geachteten, effizienten Staates ins Bewusstsein. Auch die alles überschattende Notwendigkeit, die Inflation zu bremsen, setzt eine Sanierung der aufgeblähten, jeder Wirtschaftsrationalität schädlichen Verwaltung voraus. Ob dieses «Wunder» möglich ist? Die neuesten Zahlen über das Wachstum der Industrieproduktion beweisen jedenfalls, dass wir die ungünstigere Wendung nicht für gewiss halten dürfen.

François Bondy



Wohnideen auf 3 Etagen

Ein Rundgang durch unsere Ausstellung lohnt sich! Es erwartet Sie eine Fülle von Beispielen und Ideen. Zudem finden Sie eine vielseitige Auswahl von in- und ausländischen Möbeln und Polstermöbeln sowie speziell angefertigte K+K-Modelle. Wir eröffnen Ihnen Möglichkeiten auf dem Gebiet der Raumgestaltung, wie sie nur dank eigenen Ateliers und Werkstätten erreicht werden können.

Beratung, Planung, Ausführung durch K+K – der direkte und sichere Weg zur Lösung Ihrer Wohnprobleme.

KNUCHEL + KAHL AG

Möbel und Innenausbau

Innenarchitektur – Möbel- und Bauschreinerei – Polsterei – Nähatelier

8001 Zürich, Rämistr. 17, Tel. (01) 34 53 53